



SCHATTENJUWEL

Das Herz von Elowia



SCHATTENJUWEL

Das Herz von Elowia

BookRix

Tajell Robin Black

Schattenjuwel

Das Herz von Elowia

BookRix GmbH & Co. KG
80331 München

Klappentext:

~Die Vergangenheit eint, die Zukunft entzweit uns~

Die Welt Elowia steht am Abgrund und droht in einem weiteren Krieg zu versinken. Einzig und allein ein Dämonenmädchen mit einem Stein der Unwissenheit kann ihre Welt noch retten, aber der Preis für die Errettung Elowias ist hoch, denn das Juwel bringt nicht nur den erhofften Frieden, sondern auch viel Leid mit sich. Es bricht ein erbitterter Kampf zwischen den Dämonen, den Diamantanern und den Feen aus. Sie alle wollen das Schicksal zu ihren Gunsten wenden. So werden aus Freunden Feinde, aus Helden werden Mörder und aus Familien Konkurrenten. Aber das starke Band der Vergangenheit verbindet die Protagonisten zu einer untrennbaren Einheit, der sie nicht entkommen können. Getrieben von den Schatten ihrer Vergangenheit, erkennen sie, dass sie nicht so frei in ihren Entscheidungen sind, wie sie angenommen haben.

Die Lieder der Fangaren

Das Lied der Vergangenheit

Im Nichts existiert kein Hier und Jetzt.
Keine Zeit, kein Verfall und keine Vergangenheit.
Wo das Nichts regiert,
wird es keine Zukunft geben.
Nichts wird geboren, nichts wird sterben.
Elowias Herz weint,
Elowias Herz ist in Dunkelheit getaucht.

Das Lied der Gegenwart

So reiße die Mauern
deiner Überheblichkeit nieder.
Und siehe, was von Dir übriggeblieben ist.
Am Ende wirst du weinen,
um das was du verloren glaubst,
als hättest du nie gelebt, wird es dir sein.
Zu Asche zerfallen, verbrannt in der Nacht,
bleibt dir nur, den Staub zu lieben.

Das Lied der Zukunft

Ein Mädchen zwischen den Welten,
im Wandel der Steine,
aus Zorn gezeugt und in Wut geboren,
wird aus dem Schatten des Blutes treten.
Seine Kraft unberechenbar,
wird es der Völker Segen oder Untergang sein.
Der dunkle Prinz wird im schwarzen Feuer verbrennen.
Alles wird sterben, um neu zu sein.

Schattenjuwel: Das Herz von Elowia

Prolog - Wunden

Ein paar Sonnenjahre zuvor:

Die Finger des Dämons folgten der verschnörkelten Schrift eines uralten Buches, als er den letzten Absatz vorlas.

»Vor vielen Sonnenjahren gab es einst ein mächtiges Juwel, welches man das Herz von Elowia nannte. Es bewahrte die Träume aller Lebewesen auf und beschützte sie. Doch eines Tages zerbrach das Juwel in Abertausende Splitter und mit ihm zerfiel das Licht der Hoffnung. Die Allianz der Dimensionen löste sich auf und Elowia stürzte in ein Zeitalter der Dunkelheit, des Krieges und der maßlosen Gier. Angetrieben von den Menschen, denen durch die Juwelensplitter zu unglaublicher Macht verholfen wurde, entstanden ein neues Volk und eine neue Weltordnung.

Von nun an herrschten die Diamantaner.«

Dorn schlug das Buch geräuschvoll zu. Stille hatte sich über den Raum gelegt und nur das andächtige Raunen seiner kleinen Tochter war zu hören.

»Ist das wahr, Papa? Sind die Diamantaner aus den Splittern eines Juwels entstanden?«

Der Dämonenfürst lächelte matt und legte seine Hand auf den Lockenkopf seiner Tochter. »Vielleicht, vielleicht auch nicht. Es ist nur eine Legende, mein Schatz.«

»Was ist eine Legende?«

Dorn schmunzelte. »So etwas wie ein Märchen.«

»Mama hat immer gesagt, Märchen sind nur Geschichten.« Sie machte eine kurze Pause, bevor sie die Frage stellte, die Dorn so sehr fürchtete: »Du Papa, wann kommt die Mama endlich wieder zu uns heim?«

Dorn senkte seinen Kopf, unfähig ihr eine Antwort zu geben, murmelte er nur: »Du solltest jetzt schlafen, mein

Schatz.«

Ohne ein weiteres Wort zu verlieren, verließ er fluchtartig das Zimmer und stürmte auf den dunklen Gang hinaus. Er lehnte sich gegen die Steinmauer und atmete langsam ein und aus.

»Sie hat wieder nach Hereket gefragt, nicht wahr?«

Dorn zuckte erschrocken zusammen und wandte seinen Kopf. Neben ihm im dunklen Gang stand sein Bruder Feldar. Peinlich berührt, richtete sich Dorn rasch auf und nickte flüchtig. »Ja, hat sie.«

Feldar seufzte tief auf und in seinem Tonfall schwang eine bittere Anklage mit. »Es verschwinden immer mehr Dämonenfrauen, die nicht mehr zurückkehren. Es ist an der Zeit, etwas zu unternehmen, oder wie lange möchtest du noch mit ansehen, wie unserem Volk Unrecht geschieht?«

»Ich tue, was ich kann«, sagte Dorn leise.

»Dann tust du eben nicht genug, Bruder«, fauchte Feldar. »Gib mir endlich den Marschbefehl, damit ich mit meinen Kriegeren in das Reich der Diamantaner vorrücken kann.«

Dorn konnte den Zorn seines Bruders nachvollziehen, er selbst wäre am liebsten sofort in die Schlacht gezogen, aber die Gelegenheit eines Angriffs hatte sich noch nicht ergeben.

»Hab etwas Geduld, Feldar. Wir wissen noch nicht, wie wir ihre Steine besiegen können, ohne eine große Anzahl unserer Männer zu verlieren. Gib den Spähern etwas Zeit, das herauszufinden.«

»Zeit?« Feldars Mundwinkel neigten sich seiner Kinnspitze zu, während seine Augenbrauen nach oben schnellten. »Du willst diesen steintragenden Bastarden noch mehr Zeit geben? Man könnte beinahe meinen, du wärst einer von ihnen. Nein, mein Bruder, meine Geduld ist erschöpft. Wenn du den Befehl zum Angriff nicht gibst, werde ich es tun.«

Die Respektlosigkeit, mit der Feldar zu ihm sprach, ließ Dorn auffahren. Mit entblößten Reißzähnen kam er drohend

auf seinen Bruder zu und legte seine Pranke um dessen Hals: »Denk daran, wo dein Platz ist. Du bist zwar mein Bruder, aber immer noch der Kriegsherr *des Fürsten* und *der bin ich*. Ich entscheide daher, wann ich dich und deine Truppen aussenden werde. Hältst du dich nicht daran, werde ich dich des Hochverrats anklagen. Wegen dir und deiner Ungeduld werden keine Männer sterben. Haben wir uns verstanden?«

Auf Feldars Gesicht spiegelte sich eine Palette von Gefühlen wieder und keine davon gefiel Dorn. Sein Bruder fletschte nun ebenfalls die Zähne, riss Dorns Hand von seiner Kehle und raunte verächtlich: »Ich bin bereit, die Konsequenzen zu tragen, bist du es auch, Bruder?« Dann drängte er sich an dem Dämonenfürsten vorbei und verschwand ohne ein weiteres Wort.

Dorn sah ihm verdrießlich nach und hoffte, sein Hitzkopf von Bruder würde ihm nicht noch mehr Kopfschmerzen bereiten, als er es jetzt schon tat. Mit einem unguuten Gefühl begab er sich in seine Räume, und als er die Tür öffnete, stieg ihm ein wohlbekannter Duft in die Nase.

»Alrruna?«, fragte er unterkühlt und doch strafte ihn sein Körper der Lüge. Er war froh, die Fee zu sehen.

Sie hatte ihre Beine lasziv übereinandergeschlagen, gerade so, dass ihr Rock mehr freigab, als dass er verbarg, und lächelte ihn an. Ihr Anblick reizte ihn ein jedes Mal aufs Neue. So sehr er sich auch schwor, ihr widerstehen zu wollen, erlag er ihr immer wieder. Sie war eine Verführungskünstlerin und nutzte seine Einsamkeit und seine Männlichkeit gnadenlos aus.

»Dorn, mein Liebster«, hauchte sie und drippelte ihm entgegen. Jeder Schritt eine kalkulierte Bewegung, ihn zu umgarnen.

Mit großer Mühe rang Dorn das Pochen seiner Lenden nieder und presste kaum beherrscht hervor: »Es ist erst früher Abend. Man könnte dich sehen. Du musst wieder verschwinden.«

Doch statt auf seine Worte zu hören, begann sie ihn langsam auszuziehen und sparte dabei nicht mit ihren federleichten Küssen.

»Hör auf«, wehrte sich Dorn nur halbherzig und bemerkte, wie er sich dabei selbst seiner Hose entledigte.

Sie lächelte ihn nur an. »Darf ich dich was fragen, Dorn?«

Er wischte sich über seine Stirn und sah sie skeptisch an.

»Was denn?«

Sie spitzte ihren Kirschmund. »Begehrt du mich?«

Auf seinem Gesicht erschien ein spöttischer Ausdruck. »Das ist deine Frage?« Er schüttelte sein Haupt. »Was möchtest du wirklich wissen, Alruna?«

Er war vielleicht ein Liebestrottel, der ihrem Zauber nicht widerstehen konnte, aber er war sicherlich nicht dumm. Eine Feenkönigin wusste, dass sie begehrt wurde, dafür brauchte sie keine Bekräftigung. Wie um seine Vermutung zu bestätigen, schenkte sie ihm ein dünnes Lächeln.

»Ich werde die Frage anders formulieren: Wie sehr begehrt du mich, Fürst? Was wärst du bereit, für mich zu tun?«

Dorn verzog gehässig seinen Mund. »Was ich bereit wäre, für dich zu tun? Was möchtest du denn?«

Sie spielte mit ihren seidigen Locken und zwirbelte die Haarsträhne zwischen ihren filigranen Fingern hin und her. Dorn musste wie hypnotisch auf ihre schmalen Hände schauen, wie sie das Haar bearbeiteten.

»Ich muss dir etwas erzählen, Dorn. Etwas sehr Wichtiges, das ...«

Ein lautes Poltern an der Tür unterbrach sie. Dorn wuchtete seinen Körper hastig herum. Sollte jemand unerlaubt eintreten und die Fee in seinem Schlafgemach entdecken, würde es einen handfesten Skandal in seinem Reich geben. Der Fürst der Dämonen im Bett mit einer Fee, wo doch noch dazu seine geliebte Frau seit vielen Monden als verschollen galt. Er konnte sich gut vorstellen, dass man bald daran zweifeln würde, ob Hereket wirklich ohne sein

Zutun verschwunden war. Er schob die Fee kurzerhand hinter die Tür, bevor er sie öffnete. Als diese aufschwang, stand sein Bruder vor ihm, welcher ihn aufgrund seiner Nacktheit interessiert musterte. »Störe ich?«, wollte er wissen und versuchte, einzutreten.

»Nein«, sagte Dorn mit belegter Stimme und stellte sich gleichzeitig in den Türrahmen, sodass Feldar nicht hinein konnte.

»Soso«, säuselte Feldar sarkastisch und sog geräuschvoll die Luft ein. »Trägst du ein neues Parfum? Gefällt dir der Duft Rußfeuer nicht mehr?« Er schnupperte. »Du bevorzugst jetzt wohl mehr eine femininere Note, Rosenblüte, nicht wahr?«

Dorn seufzte ärgerlich auf und trat vor die Tür, wobei er geflissentlich darauf achtete, dass Feldar nicht hineinschauen konnte. »Was gibt's?«, brummte er und seine Augen glühten in einem satten Rot.

Feldar lehnte sich zurück, die kampferprobten Arme vor seiner breiten Brust verschränkt. »Meine Männer haben Hereket gefunden.«

»Hereket?«, entfuhr es Dorn und er spürte, wie seine Knie weich wurden, als er die nächste Frage stellte: »Ist sie am Leben?«

»Mehr oder weniger. Aber sie ist übel zugerichtet.« Feldar machte eine lange Pause, dann raunte er sehr leise. »Und noch etwas ... «

Er beugte sich zu Dorns Ohr und flüsterte ihm etwas zu, was Dorn kalkweiß werden ließ. Der Dämon musste sich an die kühle Mauer lehnen, um nicht zu stürzen. Ein nicht zu definierendes Gefühl schien ihn verschlingen zu wollen, wie betäubt griff er nach Feldars Arm. »Holt die besten Heiler, spart an nichts ...«

Feldar nickte. »Was ist mit ... du weißt schon? Was sollen wir damit tun?«

Dorn runzelte die Stirn, als würde er nicht begreifen, was Feldar meinen könnte, doch dann antwortete er leise:

»Nichts. Nichts werdet ihr tun.« Feldar wollte Einspruch erheben, aber Dorn winkte energisch ab und wies seinen Heerführer in die Schranken. »Geh jetzt. Mach, was ich dir aufgetragen habe!« Doch gerade, als sich Feldar abwenden wollte, fügte er hinzu: »Lass die Totenflieger frei. Sie sollen für das, was sie Hereket angetan haben, büßen.«

Feldar konnte sich ein triumphierendes Schmunzeln nicht verkneifen. »Wie Ihr wünscht, Fürst.«

Dorn ging wie in Trance zurück in sein Zimmer, an der wartenden Fee vorbei und ließ sich auf den Sessel fallen. Die Bluthunde, die neben dem Feuer geschlafen hatten, hoben ihre dornigen Köpfe und knurrten. Eine seltsame Stille hatte sich über das Zimmer gelegt, selbst das Feuer schien leiser zu knistern als zuvor.

»Alrruna, geh. Was zwischen uns war, wird nicht mehr sein. Die rechtmäßige Herrin ist wieder zurückgekehrt.«

Alrruna schien für einen kurzen Augenblick wie versteinert, doch dann legte sich die Maske der Teilnahmslosigkeit auf ihr Antlitz. »Worüber ich mit dir noch sprechen wollte, Dorn, ist ...«

»Hast du nicht gehört?«, fuhr er sie an und Feuer loderte aus seinen Fingerspitzen, als er auf die Geheimtür deutete. »Verswinde!«

Etwas veränderte sich in Alrrunas Gesicht. Wo gerade noch so eine Art von Zuneigung gewesen war, war jetzt nur noch blanker Hass zu erkennen. Aber Dorn bemerkte diese gefährliche Veränderung nicht. Er spürte nicht die plötzliche Kühle, die sich über den Raum gelegt hatte. Er zuckte nur leicht zusammen, als die Fee an ihm vorbeiging und die Geheimtür hinter sich zuknallen ließ.

Erst als er sich alleine wähnte, schrie er seine Angst und seinen Zorn hinaus. Sein Gebrüll verfiel sich als dunkles Echo in dem alten Gemäuer und tief in seinem Herzen spürte er den bitteren Beigeschmack seiner Lust, die er empfunden hatte, als er von dem zarten Körper der Fee gekostet, während seine Frau gelitten hatte. Man hatte sie

gefunden, verletzt und verwirrt. Jetzt war er an der Reihe, die zu verletzen und zu verwirren, die ihr das angetan hatten.

Er fröstelte, er hatte das Gefühl, als würde sich ein dunkler Schleier über die Burg legen und alles in eine undurchdringliche Schwärze hüllen. Irgendwas Bedrohliches kam auf ihn zu - nur was? Woher kam die dunkle Vorahnung, die ihn beschlich, jetzt wo alles wieder gut werden würde? Jetzt wo Hereket wieder ihren Platz als Königin einnahm?

Er rieb sich über die Arme und versuchte, die Eiseskälte und das unbestimmte Wispern der Burg zu vertreiben, welches von Unheil und Tod kündete. Aber das Flüstern riss nicht ab, im Gegenteil, es wurde immer lauter. *Unheil, Unheil kommt. Nachtschwarz. Es kommt. Es kommt. Sie trägt es in sich. Das Unheil. Mischblut. Kindsmord. Leid. Nachtschwarz. Sie bringt es in deine Familie.*

»Ruhe!«, brüllte Dorn ins Nichts hinein und die Stimmen verstummten beleidigt. »Verdammte Fledermäuse«, murmelte er aufgebracht und verließ das Zimmer, um seine Frau zu empfangen.

Mischblut

Lilith versuchte, eine angenehme Position auf dem verdreckten Boden ihres Gefängnisses zu finden. Ihr Geburtsjuwel war vom Staub des Bodens grau geworden und sein mattes Leuchten erinnerte sie an ihre eigene Sterblichkeit. Es musste sehr viel Zeit vergangen sein, seit sie hier im Schmutz gelegen hatte und ihres Schicksals harnte. Niemand würde kommen und sie retten, denn sie war eine Unfreie, noch dazu ein Mischblut. Halb Dämonin, halb Diamantanerin, eine Kreatur, die nicht existieren durfte.

Schritte, die sich ihr näherten, ließen sie herumfahren. Sie hörte das metallische Klappern von Stiefeln, die eindeutig einem Krieger gehören mussten, nur die trugen

die metallbeschlagenen Absätze. Angst kroch in ihr hoch, denn Sucher sollten in der Gegend sein und nach Rebellen Ausschau halten und es war gut möglich, dass der eine oder andere von ihnen auch einen Blick in die Sklavenkerker warf.

Hastig drückte sie ihren ausgemergelten Körper in die schützende Dunkelheit, verbarg das Glitzern ihres Juwels mit ihrer Hand, senkte ihren Kopf und wartete darauf, dass der Krieger an ihr vorübergehen würde, wie es schon so oft geschehen war. Doch dieses Mal war das Glück nicht auf ihrer Seite, denn die Stiefel und der dazugehörige Mann blieben ausgerechnet vor ihr stehen. Ein wenig fassungslos starrte sie auf das abgenutzte Leder der Schuhe, die sich nicht mehr fortbewegen wollten.

»Sieh mich an, Mädchen«, befahl eine raue Stimme über ihr und Liliths letzte Hoffnung schwand dahin. Trotz seines harten Befehlston reagiert sie nicht, sondern blieb regungslos vor ihm sitzen.

»Willst wohl nicht, was?«, erklang es launisch und zwei Knie erschienen in ihrem Blickfeld, als sich der Mann in die Hocke sinken ließ und ihr Haar befühlte. »Du hast eine außergewöhnliche Haarfarbe. Schwarzviolett ist eher der Ton der Dämonen oder der Feen, aber du trägst einen Stein. Lass mich doch mal deine Augen sehen.«

Schnell schloss sie ihre Lider. Sie wollte ihm nicht ihre goldgelben Pupillen zeigen, die ihre dämonische Herkunft verrieten.

»Möchtest du mich nicht ansehen?«, wollte er wissen und sie hörte ein kratzendes Geräusch. Behutsam blinzelte sie unter halbgeschlossenen Lidern hervor und sah, wie er ihr einen Wasserkrug herüberschob. Sie hatte schrecklichen Durst, denn ihre Kehle war von dem langen Wassermangel ausgedörrt und schon wund geworden. Mit zusammengepressten Lidern tastete sie nach dem Griff des Tongefäßes und zog es zu sich heran. Hastig begann sie, das kühle Wasser herauszuschlüpfen, bevor es sich der Mann anders überlegen konnte.

»Willst du mir meine Freundlichkeit nicht mit einem kleinen Blick danken?«

Sofort, obwohl ihr Durst noch lange nicht gestillt war, hörte sie auf zu trinken und ließ den Krug wieder los.

Er atmete geräuschvoll ein und stellte das Gefäß außerhalb ihrer Reichweite ab. »Nicht jeder ist so geduldig, wie ich es bin. Wenn du hier überleben möchtest, solltest du etwas mehr Respekt zeigen.«

Sie sah durch die Schlitze ihrer Lider, wie er seine vernarbte Hand nach ihrem Juwel ausstreckte. Kurz bevor seine Fingerspitzen es erreichen konnten, wich sie hastig zurück, rutschte mit den Händen auf dem glitschigen Stroh aus, verlor den Halt und kippte mit ihrem Oberkörper nach hinten. Dabei riss sie aus Reflex erschrocken ihre Augen auf. Interessiert beugte sich der Mann vor und studierte ihre goldgelbe Iris genau.

»Deine Augen. Du bist wirklich ein Mischblut«, murmelte er in einem seltsamen Tonfall.

Lilith biss sich auf ihre Unterlippe, drehte ihren Kopf rasch zur Seite und starrte auf die schimmelige Kerkerwand. *Mischblut*, dachte sie bitter, *ja sie war ein verdamntes Mischblut*.

Wortlos schob er ihr den Wasserkrug wieder hin, dann stand er auf und ging. Als Lilith ihm vorsichtig hinterherblinzelte, konnte sie eine weitere Gestalt in der Dunkelheit erkennen. Eine Frau. Eine wunderschöne Frau mit einem blutroten Diamanten. Aber Liliths Blick blieb an dem Rücken des Mannes hängen. Etwas stimmte nicht mit ihm, aber sie konnte sich nicht erklären, was es war. Irgendwas fehlte oder irgendwas war falsch an ihm, aber so schnell, wie der Gedanke gekommen war, entglitt er ihr auch wieder. Zurück blieb nur das mulmige Gefühl, dem Tode knapp entronnen zu sein.

Das Opfer

Allruna raffte ihr bodenlanges Kleid hoch, welches in der sanften Brise des Südwindes wogte und ihren schlanken Körper umschmeichelte. Sie eilte die steinernen Stufen hinab, die vom Wind verwittert und von weichem Gras überwuchert wurden. Unter ihren schmalen Füßen kitzelten die Grashalme, doch was sie früher erfreut hatte, nahm sie heute kaum wahr. Sie nahm immer mehrere Stufen gleichzeitig und eilte auf die dunkle Gestalt zu, die regungslos am Ende der Treppe auf sie wartete.

Außer Atem kam sie unten an und streckte ihre Hand zur Begrüßung aus. Aber als der Dämon keine Anstalten machte, ihre dargebotene Hand zu ergreifen, ließ sie sie schnell wieder sinken.

Viel Zeit war seit ihrer letzten Begegnung vergangen.

»Dorn. Es freut mich, dass du meiner Einladung gefolgt bist. Ich hatte schon befürchtet, du würdest nicht kommen.«

»Deine Sorge war nicht ganz unbegründet, Fee. Ich weiß nicht, worüber wir noch sprechen sollten.«

Der milde Ausdruck der Fee verschwand. »Dorn, *bitte*«, ihre Stimme hatte bedrohlich liebenswürdig geklungen. »Wir müssen über das reden, was damals passiert ist.«

Als sie in sein grimmiges Gesicht sah, verbesserte sie sich: »Nicht was zwischen uns passiert ist. Ich meine, was mit Hereket passiert ist ...«

Dorn hob seinen Kopf und blickte auf die schlanke Frau hinunter, die er um drei Kopflängen überragte. Er beschattete seine Augen, um sie besser sehen zu können, doch es gelang ihm nicht so recht, gegen das gleißende Licht anzukämpfen.

Sie lächelte ihn entschuldigend an. »Verzeih Dorn, ich hatte vergessen, wie sehr dir das Licht unserer Welt zu schaffen macht. Komm, lass uns in meine Gemächer gehen, dort ist es angenehm dunkel.«

Dorn ließ die Hand sinken. Dankbar nahm er ihr Angebot an, denn seine Augen fingen tatsächlich schon an, zu tränen. Sie schritt leichtfüßig die Treppen hinauf, hin zu dem

kleinen Haus, welches auf der grünen Klippe erbaut worden war.

Dorn folgte ihr mit andächtigen Schritten und seine schwarze Rüstung klapperte melodisch im Takt. Als sie endlich die endlosen Stufen hinter sich gebracht hatten, standen sie vor einem schlichten Haus.

Aber Dorn ließ sich von der unscheinbaren Fassade des Gebäudes nicht täuschen. Er trat mit der Fee zusammen durch eine schlichte Holztür und gelangte so in ein kleines Biotop. Der ganze Raum war angefüllt mit bunten Blumen, Girlanden, zwitschernden Vögeln und filigranen Silberbrunnen. Alrruna deutete auf einen geflochtenen Korbstuhl, der inmitten von farbenprächtigen Büschen stand. Er setzte sich auf den Stuhl, während Alrruna ihm gegenüber auf einem Diwan Platz nahm. Dabei war wie zufällig der Träger ihres Kleids von ihrer Schulter gerutscht und gab den Anblick auf den Ansatz einer weißen, festen Brust frei.

Amüsiert über seine lüsternen Blicke ließ sie den Träger noch weiter hinuntergleiten und sah ihn dabei mit zuckersüßer Unschuld an.

Dorn ballte seine Hände zusammen und riss sich von ihrem verführerischen Anblick los. »Was möchtest du besprechen, Alrruna?«

Sie klimperte mit ihren langen Wimpern. »Sogar außerhalb des Betts hast du es immer eilig«, schalt sie ihn vergnügt und legte ihre Hand auf ihren Schoß.

Dorn machte eine abfällige Geste. »Sag mir endlich, was du willst.«

Sie sah ihn ein wenig betroffen an, so als hätte sie seine Zurückweisung nicht erwartet. »Ich habe geschwiegen, als du die Totenflieger freigelassen hast, und ich habe mich nicht in die Belange deiner Familie eingemischt, obwohl du einen schrecklichen Fehler begangen hast, als du es hast einsperren lassen. Aber jetzt ist mir zu Ohren gekommen,

dass die Dämonen einen Krieg gegen die Diamantaner planen.«

»*Es?*«, wiederholte Dorn langsam.

»Sie«, verbesserte sich Alruna und ging dabei ohne ein weiteres Wort der Entschuldigung zu ihrem Anliegen über. »Du darfst keinen Krieg führen. Es ist sehr wichtig.«

»Für wen ist es wichtig, meine Liebe? Für dein Reich, für das Reich der Diamantaner oder für mein Reich?«

»Hör mir zu«, beschwor sie ihn. »Wenn du die Diamantaner aus Rache angreifst, werden sie sich gegen uns verbünden. Jetzt ist ihr eigenes Volk uneins und zerstritten. Sie vernichten sich gegenseitig, immer darauf bedacht, die Macht ihrer Steine zu mehren. Aber ein Krieg könnte sie wieder vereinen und die Prophezeiung wäre in großer Gefahr.«

»Du glaubst an die Prophezeiung? Ich hätte nicht gedacht, dass du noch an Märchen glaubst«, höhnte Dorn, aber Alruna schenkte seiner spöttischen Bemerkung keine Beachtung, sondern fuhr unbeirrt fort: »Du darfst um Elowias Willen keinen Krieg führen.«

Dorn schüttelte widerstrebend seinen Kopf. »Ich glaube nicht an die Prophezeiung. Ich vertraue nur meinen Männern, die den Diamantanern bald das Leben zur Hölle machen werden. Mein Volk will nicht länger mit ansehen, wie die Steine unsere Welt mit ihrem Streben nach Blut und Leid vergiften. Eher sterbe ich dabei, als dies weiter zuzulassen.«

»Dorn. Sei doch vernünftig. Ich habe gesehen, wie wir Elowia retten können und dabei kaum Opfer bringen müssen.«

Dorn beugte sich so weit vor, dass die Rüstung unter dem Gewicht seines Brustkorbs knirschte. »Von welchen Opfern sprichst du, Fee?«

Alruna rutschte sichtlich unbehaglich auf ihrem Stuhl hin und her. Einzelne Rosenblätter lösten sich von dem Strauch neben ihr und fielen auf den Holzdielenboden.

»Ich habe die Unschuld meiner Tochter geopfert, indem ich sie in das Reich der Diamantaner geschickt habe, wo sie jetzt als Sklavin einem Krieger dienen muss, der eine wichtige Rolle in der Prophezeiung spielen wird.«

Dorn zog überrascht die Luft ein, bevor er seine Augenbrauen hob und abwartete, was die Fee noch zu sagen hatte, und irgendwie wurde er das Gefühl nicht los, dass es seine Familie betreffen würde.

Alrruna ließ ihn nicht lange warten und bestätigte seine bittere Annahme sogleich. »Ich erwarte von dir dasselbe. Du musst Herekets Tochter opfern, damit Elowia leben kann.«

Dorn sprang auf, die scharfen Reißzähne bedrohlich über die Lippen geschoben, brüllte er: »Was fällt dir ein, so etwas zu verlangen, ja so etwas Ungeheuerliches überhaupt zu erwähnen?«

Feuer loderte aus seinen Händen und der weiße Dielenboden fing an zu brennen. Die Blumen in Dorns unmittelbarer Nähe verkohlten und das umliegende Gras verwelkte unter der enormen Hitze.

Die Feenkönigin richtete sich auf, warf ihren Kopf in den Nacken und schnippte mit ihren Fingern. Prasselnder Regen ergoss sich über Dorn und die verglühenden Gräser, bis auch der letzte Funken erloschen war. Übellaunig inspizierte Alrruna den großen Brandfleck auf ihrem Boden, bevor sie Dorn einen strafenden Blick zuwarf. »Was soll das, Dorn? Seit wann hegst du Gefühle für dieses Kind? Du sperrst sie ein, du hältst sie wie ein Tier gefangen und jetzt tust du so, als ob dir etwas an ihr liegen würde? Überlass sie mir und du bist endlich von dem Schatten der Vergangenheit befreit.«

Das Schweigen, das eintrat, wurde nur vom erzürnten Schnaufen des Dämons unterbrochen. Er rang nach Worten. Endlich fand er sie. In einem Tonfall, der keinen Zweifel daran ließ, wie ernst es ihm war, flüsterte er heiser: »Du wirst unsere Tochter nicht bekommen und solltest du es wagen, meine Familie in diesen Unsinn mit reinzuziehen,

werde ich dir einen Besuch abstatten, der äußerst unangenehm sein wird. Ich hoffe, du hast mich verstanden.«

Alrruna verneigte sich kühl und deutete auf die Tür: »Ich habe es verstanden. Du willst lieber ein wahnsinniges, krankes Kind behalten, als Elowia zu retten.«

Dorn hatte keine Lust mehr, sich länger ihren Unsinn anzuhören und stapfte, ihrer Geste folgend, zur Tür. Doch kurz davor drehte er sich noch einmal um und fixierte die blauen, unergründlichen Augen der Fee. »Auch wenn du es nicht glauben magst und viele Tatsachen dagegen sprechen, ich liebe sie.«

Alrrunas Mundwinkel zuckten und ihre Stimme triefte nur so vor Hohn. »Natürlich.«

Resigniert wandte sich der Dämonenfürst ab, ging durch die Tür hinaus und zu seinem Totenflieger hin, der auf der Klippe gelandet war, nachdem er seinen Herren erspäht hatte.

Dorn hörte, wie hinter ihm die Tür wieder aufflog und kurz darauf eine gehässige Stimme, die ihn geradezu herausfordern wollte, rief: »Und du nennst dich *Fürst der Dämonen*. Wäre der Titel Fürst und Beschützer der Diamantaner nicht angebracht?«

Ihr Ziel, ihn zu provozieren, war ihr ein weiteres Mal erfolgreich gelungen und so rannte Dorn trotz seiner schweren Rüstung mit ausgreifenden Schritten auf die Fee zu. Er umfasste ihre weichen Oberarme und drückte ihren schmalen Körper gegen die Holztür. Der Wind in der Bucht fing an zu heulen und Regen durchtränkte ihr blaues Gewand und seine Kleidung.

Er atmete ihren warmen Duft nach Frühlingswiesen ein und fühlte ihr pulsierendes Herz in ihrer Brust, als er seinen Körper gegen den ihren drückte. Wie eine zerbrechliche Schönheit schmiegte sich ihr biegsamer Körper an seinen unnachgiebigen Leib.

Ihre Augen waren voller ungestümer Leidenschaft, genährt von Zorn, nicht von Liebe. Für einen Moment

versank er in ihrem hitzigen Antlitz, bevor er mühsam seinen Griff löste und benommen einen Schritt zurücktrat.

»Gut, ich gebe dir etwas Zeit. Aber egal was kommt, ich werde keinen der Meinen opfern.«

Sie blinzelte ihn aus leidenschaftlichen Augen an und ihre Hände drückten sich gegen seine Lenden. »Du kannst sie nicht retten. Niemals«, hauchte sie. »Dein Unglück fing an, als Hereket verschwand, und wird erst wieder mit dem Tod des Kindes enden. So habe ich es gesehen und so wird es passieren, Dorn.«

Der Dämon packte grob ihre Hände und drückte so lange zu, bis er ihrem Mund einen Schmerzenslaut entlockte. »Ein paar Tage, mehr nicht«, grollte er, dann riss er sich mühsam von ihrem schönen, wenn auch gefährlichen Antlitz los.

Wortlos stapfte er zu dem Totenflieger und schwang sich auf dessen Rücken.

»Komm zurück«, befahl Alrruna ungehalten.

Dorn lächelte barsch. Sie war es nicht gewohnt, abgewiesen zu werden, und er war es nicht gewohnt, auf Befehle zu hören.

Ein erneuter Regenschauer ging über ihn nieder, als er davonflog und Alrruna alleine vor ihrem Haus zurückließ. »Verfluchte Fee«, murmelte er und versuchte, den Regen aus seinen Augen zu blinzeln. Er hasste Wasser und das hatte sie schamlos ausgenutzt. Er versuchte, es von seinem Körper zu schütteln, und trieb sein Tier zur Eile an, was dieses mit einem launischen Fauchen quittierte.

Als er endlich wieder in seinem Reich war und die Sonne nur noch einen Bruchteil so hell schien wie im Reich der Feen, sank er in sich zusammen und überließ seinem Tier die Führung. Er schloss seine schmerzenden Augen und grübelte über sein Problem nach, doch ihm fiel keine passable Lösung sein.

Der Totenflieger setzte zur Landung an und sie trieben auf das düstere Gebirge mit den zahlreichen Vulkanen zu, dass Dorn sein eigen nannte.

Hereket erwartete ihn schon sehnsüchtig. Er war kaum von seinem Totenflieger gestiegen, da eilte sie ihm schon entgegen, schob sich unter dem gewaltigen Kiefer des Tieres hindurch und lief zu Dorn hin. Erwartungsvoll und mit unverhohlener Neugierde fragte sie direkt und ohne Umschweife: »Und was wollte die Fee?«

»Danke Schatz, ja, ich hatte einen guten Flug«, murrte er verdrießlich, bevor er sich ihrer Frage widmete. »Nichts. Sie hat nichts gesagt«, log er.

Goldgelbe Augen musterten ihn zweifelnd. »Sie muss doch irgendwas gewollt haben?«

»Nein, nichts Besonders«, wiederholte Dorn unwirsch und trottete schweren Schrittes an ihr vorbei. Ihre Hand legte sich behutsam auf seinen Arm und hielt ihn mit sanfter Gewalt zurück. »Du willst mir sagen, die Königin der Feen lädt dich einfach so ein?«

Dorn befreite sich grob aus ihrer Umklammerung und stapfte unbeirrt weiter. »Ja, so ähnlich war es.«

»Dorn«, sagte sie eindringlich. Etwas in ihrer Stimme veranlasste ihn, stehen zu bleiben und sich umzudrehen. »Verschweigst du mir etwas?«

Dorn schloss kurz die Augen und trat dann auf seine Frau zu, zog sie an sich heran und atmete ihren rauchigen, schweren Duft ein.

»Nein, mein Liebling. Es ging nur um Krieg. Alles, was dein Herz und deine Seele nicht belasten sollte.«

Er küsste ihr weiches Haar, dann drehte er sich um und eilte davon. Er wollte nicht länger in ihre zweifelnden Augen schauen müssen.

Die gefallene Wächterin

Beinahe im selben Moment, nur in einem anderen Reich, trat eine wendige Schönheit aus dem Schatten hervor, in dem sie sich verborgen gehalten hatte.

»Du hast die Kontrolle über ihn verloren, Königin. Wirst du alt, oder ist er nur immun gegen deine

Verführungskünste geworden?«

Die Fee drehte sich betont langsam zu der weiblichen Silhouette um. »Mach dir keine Gedanken um ihn, er wird schon tun, was ich will, so wie er es immer getan hat.«

Fanjolia zeigte ein unverhohlenes Grinsen, in dem kein Funken Wärme lag, und drückte ihr Kreuz durch. »Warum willst du das Kind des Dämons haben?«

Die Fee verfiel für einen Moment in ein bedeutungsvolles Schweigen, besah sich das Drachenbaby zu Fanjolias Füßen genauer und fragte schließlich: »Kann uns der Spiegel sehen?«

Fanjolia schüttelte ihren Kopf und breitete ihre Flügel aus, sodass sie im Sonnenlicht atemberaubend glänzten. »Nein, solange der Drache bei uns ist, ist die Macht des Spiegels begrenzt. Niemand kann uns jetzt hören oder sehen, also kannst du frei sprechen.«

Alrruna beäugte das schuppige Wesen kritisch, entschied sich dann aber, den Worten der Fangarin zu vertrauen. »Seine Tochter besitzt etwas, was uns helfen könnte, Elowia zu retten. Noch dämmert sie vor sich hin, aber wenn sie erwacht, müssen wir ihre Kräfte zu nutzen wissen. Bis jetzt ist noch nicht entschieden, welches der Mädchen Elowia retten wird.«

Die Fangarin lächelte geheimnisvoll. »Gut. Ich werde die Libelle ins Reich der Dämonen schicken, sobald sich dort etwas ändert, wird sie uns bescheid geben, Fee. Aber was ist mit diesem anderen Balg, von dem du geredet hast? Was tun wir damit?«

»Darum wird sich meine Tochter kümmern. Sie wird dafür sorgen, dass dem Mädchen solange nichts geschieht, bis wir es gebrauchen können.«

Die Fangarin lachte und breitete ihre Flügel aus. »Ich muss zurück zu meinem Vater, bevor er mich noch vermisst. Du weißt doch, was er von euch Feen hält.« Sie lachte noch lauter und noch kaltherziger. »Und wie recht er doch damit hat, euch nicht zu vertrauen.«

Der Steinlose

Gerade als Lilith sich endlich wieder entspannen wollte, sah sie, wie sich der Mann erneut herumdrehte und wieder auf sie zukam. Dieses Mal in Begleitung der Frau mit dem roten Diamanten. Erst als diese sich auf die Knie sinken ließ, erkannte Lilith die spitzen Ohren. Ihr gegenüber saß eine Fee.

»Was denkst du?«, meinte der Mann.

Die Frau griff nach Liliths Hand und zog sie zu sich heran. Sofort konnte Lilith die warme Kraft ihres Heilsteins wahrnehmen und ein Gefühl der Scham überkam sie. Sie selbst trug nur einen nutzlosen Stein der Unwissenheit. Einen Diamanten, der seinen Weg noch nicht gewählt hatte. Auch wenn es eine Besonderheit war, als Mischblut überhaupt einen Stein zu tragen, empfand sie nicht viel Freude darüber. Das Juwel hielt sie zwischen zwei Welten gefangen, so war sie weder eine Dämonin noch eine Diamantanerin.

Die flinken Hände der Heilerin drehten Liliths Handflächen nach oben und ehe Lilith es hätte verhindern können, wischte sie mit einem feuchten Tuch den Dreck herunter. Lilith ließ den Kopf hängen. Jetzt war alles vorbei.

»Sie trägt das Zeichen. Sie ist eine Rev, eine Revolutionärin«, flüsterte die Frau und ließ Liliths Hand achtlos fallen. Lilith kam es so vor, als würde die Luft im Raum noch zäher und stickiger werden. Jeder Atemzug brannte in ihren Lungen. Ihre Gedanken rasten, bis jetzt war sie nur eine Unfreie gewesen, aber nun, da ihr Zeichen erkannt worden war, würde man sie den Suchern ausliefern. Man würde sie foltern und anschließend töten lassen.

»Lass mich mal sehen«, forderte der Mann die Fee auf und beugte sich nun ebenfalls über Liliths Hand. Er betrachtete die charakteristische Narbe lange, bevor er raunte: »Wer hat die Narbe gesehen? Ian etwa? Oder jemand der anderen Gefangenen?«

Lilith schwieg.

»Antworte mir«, herrschte er sie an.

»Niemand. Es ist doch nur eine gewöhnliche Narbe.«

»So? Eine gewöhnliche Narbe, hm?« Er machte sich nicht die Mühe, den Argwohn in seiner Stimme zu überspielen.

»Wie heißt du, Mädchen?«

»Lilith«, hauchte sie erschöpft.

»Lilith«, wiederholte er in einem eigenartigen Tonfall, dann wurde er still. Erst als sich die Frau neben ihm unbeholfen räusperte, rührte er sich wieder. Entschlossen griff er in seine Manteltasche und holte ein Samtsäckchen hervor. »Ilan. Ich habe etwas gefunden, was ich dir gerne abkaufen würde.«

Lilith starrte auf das Schwert, was er um seine Hüften trug. Ihr Juwel fiepte leise, während sie, ihren Blick immer noch auf die Schwertscheide geheftet, fragte: »Was wollt Ihr von mir? Seid Ihr ein Wari oder ein Sucher und tötet mich nun?«

Die Antwort kam schneller, als Lilith es erwartet hatte.

»Zu deiner ersten Frage, vielleicht bin ich ein Wari, aber bis jetzt habe ich noch kein Interesse daran, dich an die Sucher zu verkaufen. Zu deiner zweiten Frage, nein, ich werde dich nicht töten, es sei denn, du versuchst, zu fliehen oder mich mit deinem Juwel anzugreifen.«

Sein abschätzender Blick blieb an ihrem Stein kleben. »Ich bezweifle jedoch, dass du dazu fähig bist. Dein Diamant ist genauso fahl wie deine Haut. Gesund sieht anders aus.«

»Mein Diamant?«, flüsterte Lilith, und so als würde sich ein Schleier vor ihren Augen lüften, erkannte sie plötzlich, was sie an diesem Mann so beunruhigt hatte: Sie konnte keinen Diamanten bei ihm sehen, nein schlimmer, sie konnte nicht einmal die Aura eines Juwels bei ihm spüren. Da war nichts, rein gar nichts. Er war aura- und steinlos. Er wirkte unnatürlich fremd auf sie. Wie ein halbes, unvollkommenes Wesen. Es war einfach *unmöglich*, es gab niemanden aus dem Diamantenvolk, der keinen Stein trug.

Lilith schluckte und rutschte ein Stück von diesem ... *Ding* ... weg.

Der gerufene Sklavenhändler baute sich vor Lilith auf und sein Gesicht verdunkelte sich, als er schroff fragte: »Dieses Biest willst du haben? Die ist nicht verkäuflich.«

Der Mann sah die Gefangene überrascht an und hob fragend seine Schultern. »Wieso nicht, Ian? Warum willst du dieses Mädchen behalten?«

»Weil ich noch eine persönliche Rechnung mit ihr zu begleichen habe.«

Lilith senkte hastig den Kopf, als Ian das Ende seiner Peitsche in ihre Schulter bohrte. »Das Miststück bleibt hier bei mir.«

Zu ihrer Überraschung hörte Lilith den seltsamen Mann ohne Stein lachen. »Ah. Sie hat sich also gewehrt? Wie ich es mir gedacht habe, sie ist nicht so unscheinbar, wie sie aussieht.«

Ian spuckte auf den Boden. »Sie ist ein Luder, was nichts Besseres verdient hat, als hier zu sterben. Ich möchte sie leiden sehen.«

Der andere Mann seufzte auf. »Na gut, alles ist eine Frage des Preises, also wie viel willst du haben?«

Lilith konnte sich nicht mehr zurückhalten und schielte verstohlen hinauf. Sie konnte Ians schmieriges Gesicht erkennen und wie es in seinen Augen gierig aufblitzte, als er einen satten Gewinn witterte.

»Zehn Goldmünzen.«

»Zehn?« Der Krieger lachte humorlos auf. »So viel ist sie nicht wert, du Betrüger.«

»Zehn«, beharrte der Sklavenhändler weiterhin und leckte sich über seine wulstigen Lippen.

»Ich gebe dir zwei Goldmünzen und das ist immer noch viel zu viel.«

»Fünf Goldmünzen, sonst behalte ich sie, Barrn.«

»Barrn«, schoss es Lilith durch den Kopf.

An irgendwas erinnerte sie der Name, aber er blieb - wie ihre Vergangenheit - hinter einem dichten Nebel, den sie nicht durchdringen konnte. Die wenigen Fragmente ihrer Erinnerung handelten alle von der Ermordung ihrer Eltern durch die Sucher. Sie wäre damals wohl selbst getötet worden, wenn nicht ein Krieger sie von dem Geschehen fortgerissen, ihr einen Dolch in die Hände gedrückt und ihr zur Flucht verholfen hätte, bevor er wieder im Tumult verschwunden war. Allein gelassen und auf sich selbst gestellt, war sie tagelang umhergeirrt und hatte versucht, Unterschlupf in den umliegenden Dörfern zu finden, aber niemand hatte einem Rebellenmädchen helfen wollen, zu groß war die Angst vor der Vergeltung der Sucher gewesen. Schließlich hatte sie sich den Unfreien Elowias angeschlossen, bis diese - zusammen mit ihr - von den Sklavenhändlern überfallen und verschleppt worden waren.

Einzig und allein der Dolch des Kriegers war ihr von dieser Zeit geblieben. Es war ein magischer Dolch, der für jeden unsichtbar blieb, solange er nicht mit Blut in Berührung kam.

Sie hörte Barrns Stimme, die sie aus ihrer Gedankenwelt riss.

»Ilan, ilan, ilan ...«, tadelte er. »Du weißt, für wen ich arbeite, oder?«

Der Sklavenhändler schien unruhiger zu werden, nahm aber schließlich in Anbetracht des erwarteten Gewinns seinen Mut zusammen und erwiderte schroff: »Vier Goldmünzen. Sie ist gesund und kann dir noch gutes Geld einbringen.«

»Gesund nennst du das? Schau sie dir an, sie ist über und über mit Blut verschmiert. Ihre Augen glühen vor Fieber, und wie es aussieht, ist sie nicht mehr arbeitsfähig. Ohne Heiler wird sie nicht mehr lange leben. Du bist und bleibst ein Betrüger.«

»Was willst du dann von ihr?«, brummte ilan.

Der Wari lächelte verhalten. »Sagen wir es so: Sie hat einen ideellen Wert für mich.«

Ian wollte zu einer scharfen Antwort ansetzen, besann sich aber eines Besseren und zuckte desinteressiert mit seinen Schultern. »Drei Goldmünzen. Für weniger bekommst du sie nicht.«

Barrn musterte Lilith noch einmal von oben bis unten, dann sagte er: »Ich habe mein Angebot schon gemacht. Das lautete zwei Goldmünzen. Nimm es an oder ... « Die Drohung blieb unausgesprochen, aber das Gesicht des Sklavenhändlers schien für einen Moment zu entgleisen. Blass um die Nasenspitze herum geworden, stimmte er dem Handel zu. »Zwei Goldmünzen und sie gehört dir. Aber ich hoffe, sie stirbt früher, als du denkst.«

Barrns Lächeln war eisig. »Früher als bei dir? Wohl kaum. Behandle deine Sklaven besser, dann kriegst du auch mehr Geld, du Narr.«

Ian winkte ab und schloss die Eisenkette auf, die man um Liliths Bein gelegt hatte. Kaum war die Kette entfernt, erhob sich das Mädchen mühsam. Ihre Glieder schmerzten von der unnatürlichen Haltung, die ihr durch die Fesseln aufgezwungen worden war, und ihr Stein, der nur noch schwach leuchtete, zog die restliche Energie ihres Körpers aus ihr heraus. Aber sie nahm keine Notiz davon, sondern sah sich Hilfe suchend im Kerker um.

»Dana ...«, stammelte sie und blinzelte in die Dunkelheit des Kerkers hinein. Aber nirgends war die Unfreie zu sehen. »Wo ist sie? Sie kann nicht hier bleiben. Sie muss mit.«

Barrns Mine verfinsterte sich für einen kurzen Augenblick, dann seufzte er. »Ich brauche nur dich.«

Lilith ballte ihre Hände zusammen. Wieso besaß sie einen solchen nutzlosen Stein, der weder ihr noch ihren Freunden helfen konnte? Sie hasste ihn, wie er dümmlich glitzernd vor ihr lag und seinen Weg einfach nicht wählen wollte.

Und je mehr sie sich in ihrem Zorn verlor, desto heller wurde plötzlich das Strahlen ihres Steins. Ein weißer

Lichtstreifen durchbrach die Schmutzkruste ihres Juwels und tauchte den Raum in ein gleißendes Licht.

Selbst Barrn musste inzwischen seine Hände heben, um nicht geblendet zu werden. Seine Augen trännten, als er gegen das Licht anblinzelte und nach ihrem Arm tastete. »Hör sofort damit auf. Du verschwendest deine Energie an einen Stein, der dir sowieso nicht helfen kann. Es ist doch sinnlos, was du da tust.«

Seine Worte erzürnten Lilith noch mehr, und obwohl sie längst fühlen konnte, wie der Stein ihre letzten Energiereserven auffraß, legte sie noch mehr Kraft in sein Strahlen. Nun war der ganze Raum bis in den letzten Winkel hell erleuchtet.

»Fayn«, hörte sie den Steinlosen sagen. »Greif ein, bevor ihr Juwel sie tötet.«

Zarte Arme legten sich plötzlich um Liliths Körper und rotes Licht floss von den Fingerspitzen der Fee direkt in ihr Juwel. Die Wut in Liliths Herzen wurde schwächer und mit dem Abklingen des Zorns ließ auch das Strahlen ihres Steins nach.

Der Kopf der Fee lag schwer auf ihrer Schulter und Fayn schmiegte ihre Wange an Liliths Halsbeuge. »Dein Juwel ist nie dein Freund, sondern dein größter Feind, denk immer daran, wenn du ihm wieder deine Lebenskraft so unbedacht schenken willst.«

Überwältigt von ihren Gefühlen und der heilenden Kraft des roten Steins, sank Lilith in die Knie und weinte.

Rote Tautropfen perlten von Liliths Juwel, und als sie ihren Kopf senkte, konnte sie ihren eigenen Stein in einem blutroten Licht leuchten sehen. Irritiert rieb sie mit dem Zeigefinger über die Kanten ihres Juwels, doch plötzlich verschwand die Farbe wieder. Sie blinzelte, jetzt lag der Diamant wieder in seinem ursprünglichen Ton vor ihr. Keiner der Umstehenden schien die kurze Veränderung ihres Juwels bemerkt zu haben und so ließ sie ihn diskret unter ihrem Hemd verschwinden.

Barrn nickte derweilen seinen Wachen zu und die Männer zerrten Lilith aus dem Gebäude zu einem großen Holzwagen hin, der von vier Kenjas gezogen wurde. Lilith genoss die kühle Brise der Abenddämmerung und füllte ihre Lungen mit der staubigen und doch so wohltuenden Luft. Sie wollte den Geruch von Tod und Leid aus ihrem Körper atmen.

Man ließ ihr eine kurze Verschnaufpause und zog sie dann zu dem Verschlag hin.

Sie stemmte sich gegen den Türrahmen, doch alles Zaudern half nichts, ihre Begleiter bugsiierten sie völlig mühelos in den Wagen hinein. Sie schlug so heftig auf den harten Holzboden auf, dass sie sich die Knie aufschrammte und ihre Wunden heiß pulsierten. Sie rollte sich auf die Seite und konnte gerade noch ein kleines Stück vom Himmel erhaschen, bevor die Tür verriegelt und es dunkel in ihrem Gefängnis wurde. Sie rappelte sich so weit hoch, dass sie sich gegen die Wand lehnen konnte. Ein Ruck ging durch den Wagen und sie fuhren los.

Ihre Augen gewöhnten sich langsam an die Dunkelheit und sie konnte einige Risse im Holz erkennen, durch die spärliches Mondlicht fiel, was ihr etwas Helligkeit spendete. Im ersten Moment überlegte sie, mit den Füßen gegen die Tür zu treten, verwarf den Gedanken aber wieder, da sie sich zu schwach fühlte. Das einzige Resultat würde wohl ein verstauchter Knöchel und ein hämisches Lachen des Waris sein - und sie hatte nicht vor, ihm eine solche Freude zu bereiten.

Die Stunden vergingen und die Kenjas des Wagens waren in einen gleichmäßigen Trab gefallen. Lilith fühlte sich immer elender und das Fieber dörrte ihren Körper aus, zusätzlich zog ihr Stein auch noch die letzten Kraftreserven aus ihrem Körper. Sie stöhnte. Mit geschlossenen Augen versuchte sie, die Verbindung zu ihrem Stein zu kappen, aber es gelang ihr nicht.

Als der Wagen anhielt und die Türe geöffnet wurde, war sie schon nicht mehr imstande, ihren Kopf zu heben.

Ein dunkler Schatten, den sie nach einem Augenblick als Barrn identifizierte, setzte sich neben sie.

»Wie geht es dir?«, fragte er ruhig.

Sie wusste, dass er eine Erwiderung von ihr erwartete, dennoch antwortete sie ihm nicht gleich, sondern sah ihn nur verständnislos an, während sie überlegte, ob er diese Frage wirklich ernst gemeint haben könnte.

Er hielt ihr einen Wasserschlauch an ihre Lippen. »Hättest du vorher auf mich gehört, würde es dir jetzt nicht so schlecht gehen. Aber du musstest ja unbedingt deinem Juwel deine letzten Kraftreserven schenken. Das hast du jetzt davon. Steine sind nun mal hinterhältige Wesen, die nur an ihr eigenes Wohl denken.« Er seufzte auf. »Aber jetzt ist es passiert und du kannst es nicht mehr ändern. Ach ja, und bevor ich es vor lauter Ärger über dein dummes Verhalten vergesse, ich heiße Barrn und ich habe dich gekauft.«

»Barrn«, krächzte sie und die Zunge lag ihr schwer im Mund. »Was willst du von mir?«

Statt gleich zu antworten, ließ er vorsichtig ein wenig Wasser in ihren Mund laufen. Sie hätte ihm am liebsten den Schlauch aus der Hand gerissen, so durstig war sie, aber selbst um ihre Hand zu heben, fühlte sie sich zu müde.

»Ich kann dir deine Frage nicht beantworten, weil ich es selber noch nicht weiß«, meinte er ernst. Sie glaubte es ihm sogar. Trotzdem schob sie den Wasserschlauch, ungeachtet ihres Durstes beiseite, um eine weitere Frage stellen zu können. »Aber es muss doch irgendeinen Grund geben?«

Das kostbare Nass lief neben ihren Mund, den Hals entlang und auf ihre Kleidung hinab. Der Wari wirkte abwesend, erst als die Hälfte des Wassers ihren Stoff durchweicht hatte, hob er den Schlauch hastig an.

»Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig. Du bist meine Ware, die ich gekauft habe, mehr nicht.«